

A black suitcase sits on a railway track next to a train. The scene is sepia-toned and has a blurred background, suggesting a historical or somber setting.

Janina Bauman

Als Mädchen  
im Warschauer  
Ghetto

---

EIN ÜBERLEBENSBERICHT

Weltbild

Als Mädchen im Warschauer Ghetto



Janina Bauman

# Als Mädchen im Warschauer Ghetto

Ein Überlebensbericht

Aus dem Englischen von Reinhard Wagner  
Mit einem Nachwort von Władysław Bartoszewski

**Weltbild**

Die Abbildung Seite 2 zeigt die Autorin im Alter von elf Jahren; das Original  
zeichnete ihre Tochter Lydia Bauman nach einer Fotografie.

Die englische Originalausgabe erschien erstmal 1986 unter dem Titel *Winter in the  
Morning* im Verlag Virago Press. Die revidierte Ausgabe erschien erstmals 2006 unter  
dem Titel *Beyond These Walls* im Verlag Virago Press, an imprint of Little,  
Brown Book Group.



Copyright © Janina Bauman 1986, 2006  
Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg  
Übersetzung: Reinhard Wagner  
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel, Teising  
Covermotiv: iStockphoto  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
978-3-8289-5720-6

2021 2020  
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.  
Einkaufen im Internet:  
*www.weltbild.de*

## Inhalt

Warum? Und warum jetzt? . . . . .	7
Die friedlichen Jahre . . . . .	9
Grenzstraße . . . . .	36
Hinter den Mauern . . . . .	71
Die Mauern werden enger . . . . .	117
Jenseits der Mauern . . . . .	175
Auf der Flucht . . . . .	202
Aus dem Versteck. . . . .	277
Vom Winter in den Frühling. . . . .	303
Nachschrift . . . . .	339
Zeittafel . . . . .	343
Nachwort von Władysław Bartoszewski. . . . .	345

## Dem Andenken meiner Mutter und meiner Schwester

Ich danke sehr herzlich meiner lieben Freundin Maria Hirszowicz, die mich jahrelang bedrängte, meine Erinnerungen niederzuschreiben. Ich bin froh, dass ich nachgab.

Ich danke auch sehr Reverend Hugh Bishop, Molly Gaunt, Margaret Gothelf, Dorothy und Alan Griffiths, Lukasz Hirszowicz, Griselda Pollock und Janet Wolf, die mir Mut gaben, wenn ich ihn am meisten brauchte. Besonders dankbar bin ich Ruthie Petrie, Julia Vellacott, Fenella Gentleman und all den anderen Mitarbeitern von Virago Press, die mir so viel Verständnis, Wohlwollen und tätige Freundlichkeit entgegenbrachten.

Nicht zuletzt danke ich Zygmunt, meinem Mann, der meine »Abwesenheit« hinnehmen musste, als ich für nahezu zwei Jahre in die Welt meiner Jugend zurückkehrte, die nicht seine Welt war.

## Warum? Und warum jetzt?

Ich brauchte etwa vierzig Jahre, um für dieses Buch bereit zu sein. In dieser ganzen Zeit dachte ich fast nie an die Vergangenheit. Nie sprach ich darüber mit meiner Mutter oder meiner Schwester. Nie erzählte ich meinem Mann und meinen Töchtern die ganze Geschichte meines Überlebens. Ich zog es vor zu vergessen. Nur in meinen Träumen zeigten sich die Schreckensbilder immer wieder. Auch versuchte ich niemals, meine Tagebücher und Kurzgeschichten zu veröffentlichen, die ich während des Krieges schrieb. Jahrelang lagen sie vergessen in meiner Schublade in Warschau; erst nach dem Tod meiner Mutter las ich sie wieder. Unter Mutters Andenken fand ich, in ihrer sauberen Handschrift, sorgfältige Abschriften einiger meiner Tagebuchblätter und Geschichten. Erst dann, Anfang der Achtziger in Leeds, drängte es mich zum Schreiben.

Ich tauchte tief in die Vergangenheit ein, vergaß mein gegenwärtiges Alter und wurde wieder das junge Mädchen von damals. Man staunt, wie viel von der Vergangenheit lebendig wird, wenn man sich entschlossen in sie hineinbeigt – Jahr um Jahr, Monat um Monat, Erfahrung um Erfahrung. Ich war bestrebt, nicht nur den Tatsachen, sondern auch meinen damaligen Gedanken und Gefühlen gerecht zu werden. Ich bemühte mich sehr, meine Erinnerungen nicht durch mein heutiges Wissen, meine nun reifere Betrachtungsweise zu filtern. Ich wollte das Leben, die Orte, die Ereignisse so vergegenwärtigen, wie ich sie einst



erlebte. Doch ich lebte in der kleinen, engen Welt eines jungen Mädchens, in Furcht und Abgeschlossenheit, in Unkenntnis vieler wichtiger Umstände und Vorgänge. Deshalb gibt mein Bericht nicht vor, ein historisches Dokument zu sein. (Für jüngere Leser ohne ausreichende geschichtliche Vorkenntnisse habe ich eine kurze Zeittafel mit den wichtigsten historischen Ereignissen beigefügt, die mir damals selbst nicht alle bekannt waren.)

Mein Buch soll ein Dank an die unzähligen Menschen sein, die mir, meiner Mutter und meiner Schwester halfen, den Krieg zu überleben. Die meisten von ihnen waren Frauen unterschiedlicher sozialer Herkunft, unterschiedlichen Alters, aus unterschiedlichen Wirkungskreisen. Die Gründe, weshalb sie ihr Leben für uns aufs Spiel setzten, waren so verschieden wie ihre Charaktere.

Während des Krieges musste ich die Erfahrung machen, dass das Grausamste an der Grausamkeit darin besteht, dass sie ihre Opfer entmenschlicht, ehe sie sie zerstört. Der härteste aller Kämpfe geht darum, unter unmenschlichen Bedingungen menschlich zu bleiben.

*Leeds/England 1985*

*Janina Bauman*

## Die friedlichen Jahre

Erste Sonnenstrahlen auf dem Kiefernholzboden, eine Straßenbahn, die quietschend um die Ecke entschwindet, das monotone nächtliche Klappern von Pferdehufen – das sind die frühesten Erinnerungen meines Lebens, an der Wende der Zwanziger zu den Dreißigern. Wir lebten in Warschau, Senatorska 10, nicht weit von dem Bezirk, in dem die meisten Juden wohnten. Nachdem mein Vater als Arzt und Chirurg bekannt genug war, um eine Privatpraxis zu eröffnen, und meine Schwester Sophie geboren war, zogen wir ins Stadtzentrum, in ein großes Haus in der Sienna, Nummer 5. An seiner Stelle steht heute der »Palast der Kultur und Wissenschaft«, das monumentale Geschenk der Sowjets an die polnische Hauptstadt.

Ich wuchs in einer glücklichen Familie auf. Mein Vater behandelte Patienten mit Nieren- und Blasenleiden. Der Vater meiner Mutter, Opa Aleksander, war ebenfalls Arzt; schon vor meiner Geburt hatte er einen guten Ruf in Warschau. Mein Großvater väterlicherseits, Maks, führte im elegantesten Teil der Stadt ein Musikgeschäft, machte dann aber Bankrott. Wie ich mich erinnere, war er ein bescheidener alter Mann, der viel Zeit hatte und mich zärtlich liebte. Irgendwie wusste ich, dass er und Oma Wiera arm und von meinem Vater abhängig waren, während die anderen Großeltern, die in der Grenzstraße (*Ulica Graniczna*) lebten, reich waren. Reich nicht nur deshalb, weil Opa Aleksander ein fähiger Arzt und Chirurg war, sondern

auch, weil Oma Ewa aus einer wohlhabenden Familie kam. Oma Ewas Familie gehörte außerdem zur *crème de la crème* der Gesellschaft; Großvater war jahrelang sowohl Haupt des Judenrats als auch Mitglied des Rats der Stadt Warschau. Auf beiden Seiten der Familie gab es zahlreiche Onkel, Tanten, Vettern und Cousinsen, die meisten Ärzte, andere Rechtsanwälte, Ingenieure oder Ähnliches. Außer meinem Urgroßvater, der vor meiner Geburt starb, sprach niemand in meiner großen Familie Jiddisch, trug niemand einen Bart, ein Käppchen oder den traditionellen jüdischen Rock. Niemand war religiös. Wir waren alle Polen, auf polnischem Boden geboren, in polnischer Tradition erzogen, durchdrungen vom Geist polnischer Geschichte und Literatur. Doch waren wir ebenso Juden – das wussten wir in jeder Minute unseres Lebens.

Als ich fünf war, fragte ich meinen Vater, was »Jude« bedeutete. Ich weiß nicht mehr genau, was er antwortete, ich denke aber, dass ihm eine Erklärung schwerfiel – nicht nur für sein kleines Kind, sondern auch für sich selbst. Deutlich erinnere ich mich jedoch an eine Art Litanei: »Ich bin ein Jude, weißt du, Mama ist eine Jüdin, du selber bist eine Jüdin, und deine kleine Schwester ist es auch. Onkel Julian ist ein Jude, Tante Maria ist – nein, Tante Maria ist keine Jüdin, sie ist eine Christin.« Tante Maria, meine Lieblingstante, war eigentlich gar nicht meine Tante. Sie war das Kindermädchen meiner Mutter und ihrer beiden jüngeren Brüder gewesen. Jetzt wohnte sie bei meinen Großeltern in der Grenzstraße, als Haushälterin und geschätztes Mitglied der Familie.

In unserer großen Wohnung samt Vaters Privatpraxis in der Sienna wohnte ich mit meinen Eltern, Sophie, einem

Mädchen und einer Köchin. Immer hatten wir auch ein Kindermädchen oder eine Gouvernante, später eine Französischlehrerin. Diese Frauen kamen und gingen; ich hasste sie, weil sie wie eine undurchdringliche Mauer zwischen mir und meiner Mutter standen. Mutter hatte stets zu tun. Sie eilte hin und her, widmete sich Patienten, kaufte ein, nahm Telefonanrufe entgegen, gab der Köchin Anweisungen; zwischendurch ruhte sie sich in ihrem Zimmer aus, hinter verschlossener Tür. Ich sehnte mich ständig nach ihr, nach einem ganzen Tag mit ihr, danach, in ihrem Bett zu schlafen, was ich nur durfte, wenn ich krank war. Von Vater sah ich noch weniger. Er arbeitete sehr hart. Wenn ich noch schlief, ging er schon ins Krankenhaus, den ganzen Nachmittag empfing er seine Privatpatienten, abends machte er Hausbesuche, manchmal bis spät in die Nacht. So lange ich zurückdenken kann, lebte ich in der Furcht, meine Eltern könnten plötzlich sterben. Gingen sie abends aus, um in einem Lokal in der Grenzstraße zu essen oder ein Kino zu besuchen, konnte ich nie einschlafen; ich bildete mir ein, sie seien schon tot und würden nicht zurückkommen. Gegen die Scheibe des Kinderzimmerfensters gepresst, starrte ich dann auf die stille, schwach beleuchtete Straße, bis ihre vertrauten Gestalten um die Ecke bogen. Erst dann konnte ich mich wieder ins Bett legen. Nie erzählte ich jemandem von meinen Ängsten und Nachtwachen. Sie waren mein Geheimnis.

Seltsamerweise schickte man mich erst mit elf in die Schule. Bis dahin wurde ich mit sechs oder sieben anderen Kindern privat unterrichtet, in unserer Wohnung oder ei-

ner der anderen. Anfang Mai kamen Sophie und ich »aufs Land« – so nannten wir den eleganten Vorort Konstancin. In den frühen Dreißigern ließ Opa Aleksander dort eine große, moderne Villa für die ganze Familie bauen. Oma Ewa blieb den ganzen Sommer in der Villa, andere Familienmitglieder verbrachten Tage oder Wochen dort. Unter der liebevollen Fürsorge Tante Marias, Herz und Seele des Hauses, blieben Sophie und ich dort bis Ende September, hieß es doch allgemein, das Landleben sei gut für Kinder. Vielleicht wurden wir deshalb zu Hause unterrichtet, wo wir vom Schuljahr unabhängig waren.

So verbrachte ich mehr als ein Drittel meiner Mädchenzeit in dem großen Garten voller Obstbäume und Blumen, in dichten Wäldern voller Pilze und auf den weiten, fruchtbaren Feldern des umliegenden Landes. Später, zwischen die Ghettomauern eingepfercht, in seltsamen, stickigen Verstecken und selbst noch als freie Erwachsene im Nachkriegs-Warschau, führten mich Träume und Tagträume dorthin zurück.

Manchmal nahm mich Tante Maria zum Einkaufen in das nächste Dorf mit. Es war ein sehr ärmlicher, schmutziger Ort, in dem vorwiegend Juden lebten. Ich erinnere mich noch an kleine Kinder, die vor ihren armseligen Hütten auf der staubigen Straße hockten und mit alten Fliegenfängern voll toter Fliegen spielten. Lebende Fliegen schwärmten um ihr lockiges schwarzes Haar, krochen ihnen über die schmutzigen Arme und Beine. Die Kinder schien das nicht zu stören. Ihre Väter waren Hausierer oder arme Handwerker. Sie trugen lange Bärte und schwarze Röcke. Ihre Mütter hatten ungepflegte Perücken. Alle re-

deten sie eine fremde Sprache, die ich nicht verstand. Ihr Polnisch klang komisch.

Das Wunderliche, Fremdartige dieser Menschen, Juden wie wir, verwirrte mich, so lange ich zurückdenken kann. Viele von ihnen sah ich im Park in Warschau. Aber zuerst sah ich sie in der Praxis meines Vaters. Manche wirkten sehr arm, andere nicht. Aber alle waren sie Fremde und ich fürchtete mich jedes Mal, wenn ich durch den Gang musste, wo sie saßen und sich lautstark unterhielten, bis sie an die Reihe kamen.

Ich hatte Angst vor ihnen und verachtete sie vielleicht auch ein wenig, wie das Kinder manchmal tun, wenn sie Leute treffen, die gebrochen reden und anders aussehen. Doch vor allem grübelte ich ständig darüber nach, wie sie und wir Juden sein konnten, während andere, so lieb und vertraut wie etwa Tante Maria, dies nicht waren. Offenbar hatte es nichts damit zu tun, ob man arm oder reich war. Es gab arme Juden im Dorf, wohlhabende Juden wie wir und sehr viele reichere Juden als meine Familie – etwa die angeheirateten Verwandten meines Onkels Jerzy, Bankiersleute, die Diamanten und goldene Ketten trugen, wenn sie meine Großeltern besuchten.

Irgendwie bekam ich mit, dass man Juden einfach an ihrem Aussehen erkennen konnte – dunkles Kraushaar, schwarze Augen, gebogene Nasen. Doch auch das konnte nicht stimmen: Onkel Józef war blond, meine Augen waren blassgrün, viele in der Familie hatten gerade Nasen. Was nun?

Vielleicht hatte es etwas mit der Kirche und der Religion zu tun. Juden gingen nicht zur Kirche, wir gingen jedenfalls nie. Juden gingen in die Synagoge, aber auch dahin

gingen wir nie. Wie Nichtjuden hatten wir immer einen Weihnachtsbaum zu Hause. Doch im Gegensatz zu ihnen feierten wir außerdem zweimal im Jahr bei meiner Urgroßmutter große Feste: im Frühling Pessach, das Passahfest, im Herbst Rosch ha-Schanah, das jüdische Neujahrsfest. Wir saßen alle an einem endlos langen Tisch, der sich durch zwei Räume erstreckte; oben saß meine Urgroßmutter, ziemlich taub und zänkisch, neben ihr saß ich als die Jüngste, da Sophie noch nicht teilnehmen durfte. Wir aßen hart gekochte Eier in Salzwasser sowie Matzen, wenn Pessach war, Fisch, Nudelsuppe und viele Süßigkeiten. Kerzen standen in den silbernen Leuchtern auf dem Tisch. Ich durfte süßen Wein trinken. Es war meine Pflicht, Urgroßmutter zu beteuern, dass der Fisch köstlich sei – eine wahre Qual, da sie mich ohnedies nicht hörte. Die jungen Onkel und Tanten verursachten einen erheblichen Tumult, indem sie sich mit Walnüssen bewarfen. Das ist alles, was ich davon noch weiß.

Waren diese schönen Feste – sie endeten mit Urgroßmutter's Tod – allein dafür verantwortlich, dass wir Juden waren? Und wenn ja, lohnte es sich dann, Jude zu sein? Als Nichtjüdin hätte ich im Sommer mit der Fronleichnamsprozession durchs Dorf gehen können, mit einem weißen Kleid und einem Kranz. Das hätte mir bestimmt besser gefallen als unsere Feste am langen Tisch.

Ich wusste, dass es besser war, kein Jude zu sein. An Warschauer Wänden hingen Plakate, auf denen stand: »Kauft nicht bei Juden!« Auf der Straße hörte ich einmal, wie ein Fremder einen anderen »dreckiger Jude« nannte. Als ich das meiner Mutter erzählte, sagte sie, manche

Leute würden Juden überhaupt nicht mögen. Das seien Antisemiten, erklärte sie. Ich selbst kannte keinen von ihnen; ich war überzeugt, dass alle mich mochten. Um ganz sicherzugehen, fragte ich unser christliches Mädchen.

Ja, natürlich, sagte sie, sie habe mich sehr gern.

»Magst du die Juden?«, beharrte ich.

Sie schien verblüfft. »Nein, eigentlich nicht.«

»Warum nicht?«

»Juden sind böse«, sagte sie, »sie haben unseren Herrn Jesus getötet.«

Dies verwirrte und bekümmerte mich eine Weile. Jesus war die Güte selbst, das wusste ich. Wer hätte ihm den Tod gewünscht? Wir gewiss nicht. Auch nicht diese lärmenden, finsternen Fremden im Wartezimmer meines Vaters – das war unmöglich: Jesus lebte vor unendlich langer Zeit.

Bald erfuhr ich, dass man auch aufhören konnte, ein Jude zu sein. Mein Vater hatte drei jüngere Brüder. Władek war Journalist, Julian Arzt, Józef, der Blonde, Ingenieur. Ich war etwa neun, als Władek zum Katholizismus konvertierte, seinen Nachnamen änderte und ein christliches Mädchen heiratete. Dieses Ereignis wurde von der Verwandtschaft ausgiebig diskutiert. Seltsamerweise flüsterten alle. Ich erinnere mich nicht, Władek danach oft gesehen zu haben, und es dauerte über zwei Jahre, ehe wir ihn zum ersten Mal in der kleinen Wohnung besuchten, in der er mit seiner nicht jüdischen Frau Halina und ihrem neugeborenen Sohn Jurek wohnte.

Bald nach Władeks Konversion hörte ich eines Nachts aus meinem Bett einen heftigen Streit zwischen meinem Vater und Onkel Józef, der zum Abendessen gekommen war. Vater,



den ich als einen ruhigen Mann mit sanfter Stimme kannte, wurde laut und schalt seinen Bruder mit ungewohnter Heftigkeit.

»Niemals, nie in meinem Leben!«, hörte ich ihn rufen. »Wo bleibt deine Selbstachtung? Mach, was du willst, aber komm nicht zu mir und verlang meinen Segen!«

»Und was ist mit Władeks Selbstachtung?«, fragte Onkel Józef wütend. »Du hast doch seinen Entschluss gebilligt.«

»Ich habe ihn weder gebilligt noch verurteilt. Bei ihm lag der Fall anders. Er hatte sich in Halina verliebt und er wollte sich nicht gegen ihre Familie stellen.«

»Warum begreifst du nicht meine Gründe?«, rief Onkel Józef. »Ich erstickte, ich kann nicht so weitermachen. Denk doch, wie weit ich es im Leben bringen könnte, wenn ich nicht –«

»Genau das hasse und verachte ich!«, brüllte mein Vater. »Sich mit fremden Federn schmücken, seine Wesensart verleugnen, seinen Namen ablegen, nur um es sich leichter zu machen, um weiterzukommen, um eine brillante Karriere anzusteuern – *das* nenne ich würdelos!«

So jung ich war – in dieser Nacht lernte ich eine entscheidende Lektion: Sei, der du bist, gib niemals vor, jemand anders zu sein. Sei Jude, wenn du als Jude geboren bist, auch wenn du nicht ganz verstehst, was das bedeutet. Bewahre deine Würde, verleugne nicht deine Wesensart. Acht Jahre später tat ich es doch. Nicht ohne Not – mein Leben stand auf dem Spiel.

Onkel Józef konvertierte nie. Auch er kam um, nicht weil er Jude, sondern weil er polnischer Offizier war. Er

wurde beim Massaker von Katyn\* getötet, zusammen mit meinem Vater.

Wenn ich versuche, Ereignisse und Gefühle dieser frühen Zeit zu beschreiben, will ich damit nicht den Eindruck erwecken, ich hätte meine Kindheit damit zugebracht, über so komplexe Angelegenheiten nachzubrüten wie die Frage, was es zu bedeuten hatte, in einer katholischen Nation einer großen Minderheit anzugehören. In meiner Erinnerung sind diese Jahre eine helle Zeit voller Wärme, eine Zeit sinnlicher und emotionaler Entdeckungen, der Entwicklung einer lebhaften Vorstellungskraft, wachsender Liebe zu allem Schönen um mich, eine Zeit, in der ich meine ersten Bücher las und meine ersten Freundschaften schloss.

Es war Oma Wiera, die mir geduldig das Lesen beibrachte, als ich fünf war. Ich muss gestehen, dass ich sie nicht mochte. Sie war sehr unzugänglich, nicht halb so liebevoll wie Opa Maks oder Oma Ewa. Doch sie lehrte mich das Lesen und dafür werde ich ihr stets dankbar sein.

So hatte ich schon viele Bücher gelesen, als ich in einen Kreis von Jungen und Mädchen kam, die zu Hause lernten. Dort traf ich meine ersten beiden Freundinnen: Renata

---

\* Am 13. April 1943 gaben die Deutschen bekannt, dass sie Massengräber polnischer Offiziere im Wald von Katyn bei Smolensk in Westrussland entdeckt hätten. Die Deutschen identifizierten die Leichen als die der Offiziere, die von den Russen vor April 1940 im Gefangenenlager Kozielsk interniert worden waren. Spätere Nachforschungen des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz bestätigten, dass man im Frühjahr 1940 etwa 4100 polnische Kriegsgefangene, die meisten von ihnen Offiziere der polnischen Armee, in Katyn exekutiert hatte.

und Zula. Renata war ein ruhiges, sanftes Mädchen mit verträumten Augen und von freundlichem Wesen. Sie stand im Schatten ihrer älteren Schwester Joanna, einer Schönheit, die viele Freunde hatte. Demgegenüber tat sich Renata mit anderen Kindern schwer und blieb eher für sich. Da auch ich scheu war, hatten wir von Anfang an etwas Gemeinsames. Wir lasen beide gern, so tauschten wir Bücher aus und redeten über sie. Oft blieben wir nach dem Unterricht da und machten zusammen unsere Hausaufgaben. Mit Zula war das anders. Sie kam viel später in den Kreis, als ich nicht mehr so zurückhaltend war. Sie war rotblond, lebhaft und immer fröhlich, man konnte wunderbar mit ihr kichern, dummes Zeug reden oder Jungen ärgern. Brennend an sexuellen Fragen interessiert, erzählte sie mir allerlei seltsame Dinge über Erwachsene, die ich weder verstand noch glaubte. Aber das alles machte Spaß und ich war gern mit der lebhaften Zula zusammen. Mit ihr und Renata blieb ich noch lange in Verbindung, nachdem ich unseren kleinen Kreis verlassen hatte.

Im September 1937, mit elf Jahren, wurde ich endlich zur Schule geschickt. Ich kam in die sechste, die letzte Grundschulklasse einer Privatschule. »Unsere Schule«, wie man sie nannte, wurde von einer Jüdin geleitet; alle Lehrer, alle Schüler waren Juden. Dennoch konnte man sie kaum eine jüdische Schule nennen, denn außer den Stunden in jüdischer Geschichte war alles sehr polnisch, selbst die christlichen Feiertage wurden eingehalten. Ich war sehr glücklich in »Unserer Schule«, wurde eine gute Schülerin und schloss einige Freundschaften. Die wichtigste Freundin war Hanka, ein ernstes und gescheites Mädchen; an geistiger

Reife war sie ihrem Alter weit voraus. Ich schätzte sie sehr und war stolz darauf, ihre Freundin zu sein. Wir blieben uns auch später viele Jahre nahe. Sie war aber nicht die Einzige, mit der ich an »Unserer Schule« gern zusammen war. Nach dem Unterricht besprach ich mit den anderen Mädchen und Jungen ernsthafte Probleme. Alle waren sie in meinem Alter, wirkten jedoch sehr viel reifer und wussten Dinge, von denen ich nicht die geringste Ahnung hatte; sie hatten ihr halbes Leben an der Schule verbracht, während ich immer noch meinem kindlichen Kreis verhaftet war. Ich bemühte mich sehr, das Versäumte nachzuholen, und überschüttete meine Eltern ,kmit Fragen über alles, was ich hörte, aber ich begriff noch immer nicht ganz. Anstatt nach Hause ging ich manchmal in die Grenzstraße, um die Meinung meiner Großeltern zum internationalen Kommunismus zu hören oder von ihnen die unglaubliche Neuigkeit bestätigt zu bekommen, dass Frauen wie die Hühner einmal im Monat Eier legten.

Eine meiner neuen Freundinnen war Jola, die Tochter eines reichen Geschäftsmanns und die politisch Bewussteste unserer Gruppe. Einmal fragte sie mich, ob ich für oder gegen die nationalistischen Rebellen in Spanien sei. Ich dachte eine Weile nach. In Spanien war Bürgerkrieg, das wusste ich, sonst aber nichts; also sagte ich, die Rebellen sollten siegen. Wenn Rebellen gegen Regierungen kämpften, davon war ich fest überzeugt, waren sie immer im Recht, sie waren wahre Patrioten und Helden – das wusste ich aus der polnischen Geschichte. Aber Jola sagte, ich sei reaktionär, und sie sprach bis zum nächsten Tag nicht mehr mit mir. Bald erfuhr ich, dass die Rebel-

len Faschisten und somit natürlich böse seien und die anderen eine Art Kommunisten. Ob es richtig oder falsch war, Kommunist zu sein, war mir nicht ganz klar. Meine neuen Freunde sagten, es sei richtig, während meine Großeltern weit weniger begeistert davon schienen. Jola, die sich damit brüstete, »rot wie Blut« zu sein, wurde bei Kriegsausbruch von ihren Eltern nach New York gebracht und lebte dort ganz glücklich weiter.

Über den Faschismus und Hitler wusste ich eine ganze Menge. Das Thema wurde oft von meinen Eltern und Verwandten diskutiert. Im Sommer 1937 besuchte uns eine Großtante aus Berlin, Tante Eugenia. Etwa einen Monat lang blieb sie in der Villa. Sie war schrecklich bekümmert und seufzte ständig, wenn sie darüber sprach, was in Deutschland vor sich ging. Jedes Mal bevor sie »Hitler« sagte, blickte sie sich verängstigt um und senkte die Stimme. »Hitler« wurde für mich zu einem hässlichen, unanständigen Wort und ich gebrauchte es nie. Wenn man im Wohnzimmer über Zukünftiges sprach – etwa über den nächsten Urlaub oder über Pläne für ein Familientreffen –, pflegte Tante Eugenia stets zu seufzen: »Lasst uns vor allem überleben.« Ich spürte, dass ihr niemand wirklich glaubte. Ihre furchtsamen Blicke und ihr Flüstern erklärte man für Altersschrullen oder gar für erste Anzeichen von Wahnsinn. Ich glaube, wir fühlten uns alle erleichtert, als sie nach Berlin zurückkehrte. Niemand von uns sah sie jemals wieder. Sie starb in einem deutschen Konzentrationslager, noch ehe der Krieg begann.

Nachdem sich dieses vage Gefühl der Bedrohung in meiner Seele eingenistet hatte, breitete es sich immer

weiter aus. Zeitungen verkündeten groß die unerhörten Taten Hitlers, die Leute redeten ängstlich darüber. Ich war alt genug, um zuzuhören und Angst zu bekommen. Als im März 1938 deutsche Truppen in Österreich einmarschierten, schien der Krieg eine Zeit lang vor der Tür zu stehen.

Doch mein Alltag blieb davon unberührt. Ich war immer noch sehr glücklich in »Unserer Schule«, wenn ich auch betrübt daran denken musste, dass dieses Glück nicht ewig dauern würde: Meine Grundschulzeit ging zu Ende, die Prüfungen für die höhere Schule kündigten sich an.

Seit meiner Geburt stand fest, dass ich in die Fußstapfen meines Vaters und meines Großvaters treten und Ärztin werden sollte. So lange ich denken kann, war das für mich selbstverständlich. Es gab jedoch ein großes Hindernis für die Verwirklichung dieses Familientraums. Damals war es für jeden schwer, einen Studienplatz für Medizin an der Warschauer Universität zu bekommen – für Juden, Jungen wie Mädchen, war es fast unmöglich. Obwohl polnische Universitäten Juden nie völlig ausschlossen, gab es doch eine eindeutige inoffizielle Zulassungsbeschränkung für Juden, besonders bei Studiengängen, deren Abschlüsse wie bei Medizin zu bestimmten Berufen qualifizierten. Der faktisch einzige Weg eines Juden zu diesem Studium führte über den guten Abschluss einer höheren staatlichen Schule. Doch hier hatte man das gleiche Hindernis zu überwinden: Die höheren staatlichen Schulen beschränkten strikt die Anzahl ihrer jüdischen Schüler. Man musste wahrhaft brillant sein und die Aufnahmeprüfung mit Bestnoten bestehen, um aufgenommen zu werden. Mein Vater, der sich lei-

denschaftlich wünschte, dass ich Ärztin würde, beschloss, mir diese Chance zu geben.

Also machte ich im Juni 1938 die staatliche Aufnahmeprüfung; das Examen war sehr schwer und ich wünschte mir, durchzufallen und so den erwarteten Qualen zu entgehen. Seltsamerweise bestand ich mit den besten Noten und wurde zu einer höheren staatlichen Mädchenschule in der Stadt zugelassen.

Voll Dürsterkeit sah ich in diesem Jahr die Sommerferien verstreichen. Ich fürchtete den Herbst. Im August brachte Mutter Sophie und mich nach Zoppot, dem Seebad bei Danzig. Zum ersten Mal erlebte ich das Meer und genoss es gründlich; an die Zukunft wollte ich nicht denken. An einem Tag besuchten wir Danzig, die herrliche alte Stadt, die ich so gut aus der Literatur und aus historischen Berichten kannte. Zu unserem Entsetzen sahen wir nur ein Meer von roten Fahnen mit Hakenkreuzen, welche die alten Fassaden verdeckten. Hunderte und Tausende von Nazis in schwarzen Uniformen und mit roten Hakenkreuz-Armbinden marschierten durch die Stadt; zum lautstarken Getöse von Militärkapellen sangen sie ihre faschistischen Lieder. Die Fassaden hallten wider vom Grölen der künftigen Eroberer; die Blicke polnischer Passanten zeigten Angst und Hass. Wir flüchteten schleunigst nach Zoppot und kehrten nie wieder nach Danzig zurück. Doch das widerwärtige Gefühl der Angst und des Hasses blieb.

Warm und strahlend kam der September und nun war ich in der neuen Schule, die ich schon im Voraus ghasst und gefürchtet hatte. Es war noch schlimmer, als ich es mir ausgemalt hatte. Ich war das einzige jüdische Mädchen –

nicht nur in meiner Klasse, sondern in der ganzen Stufe bis zum vierten Jahr. Es gab noch ein jüdisches Mädchen im Lyzeum, aber das stand schon vor dem Abschluss. Vom ersten Morgen an fühlte ich mich äußerst unbehaglich und während der ganzen folgenden zehn Monate war ich meistens unglücklich.

Ich kann mich nach all diesen Jahren täuschen, doch es scheint mir heute, dass ich vor allem innerlich litt. Das bittere Bewusstsein, in meiner Klasse, in der ganzen Schule unerwünscht zu sein, von anderen als anders, gar als minderwertig eingestuft zu werden, und dies noch als Einzige, ohne Leidensgefährtinnen – all dies reichte aus, um mich unsicher und unglücklich zu machen, auch wenn es zu keinen offenen Feindseligkeiten kam.

Es quälte mich, stumm unter meinen dreiundvierzig Klassenkameradinnen zu stehen, wenn sie am Anfang und am Ende jedes Schultags ihre Gebete sprachen und sich nach dem »Amen« bekreuzigten. Ich litt, wenn ich vor der Religionsstunde das Klassenzimmer verlassen musste und immer wieder vorbeikommenden Lehrern zu erklären hatte, weshalb ich auf dem Flur ein Buch las und nicht mit meinen Klassenkameradinnen lernte. Der Geistliche, der den Religionsunterricht erteilte, war jung und freundlich. Er lächelte mir immer zu, wenn er kam und ich aus dem Klassenzimmer ging. Einmal fasste ich mir ein Herz und fragte ihn, ob ich bleiben und zuhören könne. »Selbstverständlich«, sagte er und schien recht erfreut. Danach blieb ich immer und fand den Unterricht interessant. Der christliche Glaube mit all seinem irdischen Beiwerk war schließlich für mich etwas völlig Neues. Ich lernte viel, indem ich



einfach zuhörte, und das erwies sich später als sehr nützlich.

Soweit ich mich erinnere, hatte ich keine Schwierigkeiten mit den Lehrern. Ich war ein stilles Mädchen und eine gute Schülerin. Sie mochten mich wohl recht gern. Selbst die Mathematiklehrerin, eine attraktive, energische Frau von Mitte dreißig, behandelte mich freundlich, obwohl ich Mathematik hasste und nur langsam begriff, manchmal fast aufgab. Sie war unsere Klassenlehrerin und versammelte uns ein- oder zweimal in der Woche, um Dinge zu besprechen, die nicht nur Brüche oder Gleichungen betrafen. Einmal hielt sie dabei eine flammende Rede, die uns bewegen sollte, unser Schreibmaterial und anderes nicht in jüdischen Läden zu kaufen. Auch sollten wir nur christliche Kinos besuchen und nicht die Taschen jüdischer Kinobesitzer füllen. Sie gab uns sogar eine Liste mit den Adressen christlich geführter Kinos; ehrlich gesagt, es gab nur wenige in Warschau. Danach konnte ich zu meiner Klassenlehrerin nie mehr mit persönlichen Problemen kommen, obwohl sie freundlich zu mir blieb.

Mehr als alles und alle sonst an dieser Schule liebte ich die Polnischstunden und die Polnischlehrerin. Frau Kwaskowska, eine ältere Frau – obwohl erst um die Fünfzig, schien sie mir jedenfalls so –, war die ideale altmodische Lehrerin: sehr streng, sehr gerecht, kaum einmal lächelnd, wissenschaftlich und als Pädagogin hoch qualifiziert. Sie fand selten anerkennende Worte für ihre Schülerinnen und gab nicht leicht gute Noten. Aber ich wusste, dass sie eine hohe Meinung von mir hatte. Sie lobte meine Aufsätze offen und las sie der Klasse oft laut vor. Auch

meine Literaturkenntnisse reichten viel weiter als die jeder meiner Klassenkameradinnen. Ich erwartete die Note »sehr gut« in meinem ersten Zeugnis. Zu meiner bitteren Enttäuschung bekam ich nur »gut« wie acht oder zehn andere Mädchen. Niemand bekam »sehr gut« – kein großer Trost für mich, denn ich wusste genau, dass ich in Polnisch besser war als jedes dieser »guten« Mädchen.

Ich konnte und kann diese seltsame Geschichte nur damit erklären, dass ich Jüdin war. Es verletzte offenbar den Nationalstolz, wenn man zugab, dass ein jüdisches Kind die polnische Sprache und die polnische Literatur besser kannte als dreiundvierzig Kinder rein polnischen Blutes. Ich glaube nicht, dass Frau Kwaskowska lediglich darauf bedacht war, sich nicht gegen die Schule oder die staatlichen Erziehungsbehörden zu stellen. Vermutlich fand sie es selbst unangemessen, mich höher als die anderen einzustufen. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich als das Opfer von Ungerechtigkeit seitens einer Person, die ich besonders schätzte.

Insgesamt war mein Verhältnis zu den Lehrern jedoch weit weniger wichtig als das zu meinen Klassenkameradinnen. Fast alle schwanden nach diesem einzigen Jahr in dieser Schule ganz aus meinem Leben und meinem Gedächtnis. Ich erinnere mich nicht an ihre Namen und ihre Gesichter. Ich erinnere mich aber wohl an meine Feindinnen, meine Freundinnen und die weder feindliche noch freundliche »Elite«-Gruppe.

Zwei meiner drei Feindinnen waren große, kräftige Mädchen, die ein paar Jahre älter waren und ganz hinten in der Klasse saßen. Unbegabt und uninteressiert, verbrachten sie

bereits ihr drittes Jahr in der ersten Klasse. Später, zu Kriegsbeginn, gab eine von ihnen die Schule auf und machte sich ein schönes Leben mit deutschen Soldaten. Einstweilen jedoch gingen diese beiden dummen Ziegen allen auf die Nerven, vor allem mir, da es ihnen Spaß bereitete, in meiner Gegenwart laut über die Juden herzuziehen. Das machten sie Tag für Tag. Manche der anderen kicherten dazu. Niemand wandte sich gegen sie, nicht einmal ich. Ich tat so, als hörte ich nichts. Die dritte Feindin war ebenfalls groß und kräftig, war aber erst zum zweiten Mal in der ersten Klasse. Sie war recht intelligent, aber wild und unberechenbar. Sie erkor mich zu ihrem bevorzugten Opfer und setzte sich direkt hinter mich, um mich während des Unterrichts zu quälen. Das tat sie eher handgreiflich als mit Worten. Sie zog mich an den Zöpfen, zwickte mich in die Arme, trat mir gegen die Knöchel, zerriss meine Hefte, klaute mir frech kleine Dinge wie Schreibsachen und Radiergummis. Körperlich schwach und keineswegs gewillt, sie auf dieselbe Weise zu bekämpfen, auch zu stolz, um mich zu beschweren und Lehrer um Hilfe zu bitten, gab ich mich so gleichgültig wie möglich und tat so – wie bei den beiden dummen Mädchen –, als merkte ich nichts. Das machte sie wütend. Die anderen Mädchen, jedenfalls die in der Nähe, wussten sehr wohl, was vor sich ging, unterstützten aber weder sie noch mich.

Die offene Feindschaft meiner drei Widersacherinnen war jedoch weit weniger schmerzlich für mich als die Zurückhaltung der klugen, ernsthaften Mädchen, mit denen ich gern Freundschaft geschlossen hätte. Sie bildeten eine Gruppe für sich, die Elite der Klasse, von der schweigenden

Mehrheit wie auch von den Lehrern respektiert. Ihr kleiner Kreis war mir verschlossen; vielleicht wollten sie nicht, dass ich dazugehörte, vielleicht war ich zu stolz, um mich darum zu bemühen. Unser Verhältnis war korrekt, aber kühl.

Ich hätte mich wirklich sehr unglücklich gefühlt, wäre nicht eine Reihe freundlicher, wenn auch recht unbedarfter Mädchen gewesen, die über ihren Aufsätzen und Übungen brüteten und kaum hoffen konnten, auch nur mittelmäßige Noten zu bekommen. Für gewöhnlich kamen sie zu mir und nicht zu anderen, wenn sie Hilfe bei den Hausaufgaben brauchten. Ich half ihnen allzu gern. Und sie mochten mich, wirklich und wahrhaftig, nicht nur, weil sie mich brauchten. So konnte ich wenigstens mit jemandem reden und die Pausen verbringen. Ich war stets von fünf oder sechs von ihnen umgeben. Niemand wusste, wie einsam ich mich tatsächlich fühlte.

Heute weiß ich, dass mein Judentum nur *ein* Grund für meine Entfremdung war. Ich kam aus einer wohlhabenden Akademikerfamilie, während die meisten meiner dreiundvierzig Klassenkameradinnen Kinder von Arbeitern oder Handwerkern waren, manche von ihnen sehr arm. Die staatliche Schule mit ihren geringen Gebühren war für sie da, nicht für mich. So war ich an dieser Schule in doppelter Hinsicht fehl am Platze und tief in meinem Inneren habe ich es meinen Eltern heute noch nicht ganz verziehen, dass sie mich dorthin geschickt haben.

Mit zwölf, fast dreizehn führte ich ein Doppelleben: An den Werktagen ließ ich morgens und nachmittags das Elend der Schule über mich ergehen, ansonsten genoss ich die glücklichen Abende und die seligen Sonntage fern des

Lyzeums. Einmal wöchentlich ging ich abends in eine Religionsstunde, die für alle jüdischen Kinder in den staatlichen höheren Schulen obligatorisch war. Wir waren etwa fünfzehn jüdische Mädchen jeden Alters, alle aus staatlichen Warschauer Mädchenschulen. Es entlastete mich, mit ihnen zu reden und von ihnen zu hören, dass sie meine Erfahrungen teilten. Eine von ihnen war eine alte Kameradin aus »Unserer Schule«, Irena. Wir trafen uns vor jeder Stunde und fuhren zusammen mit der Straßenbahn. Früher waren wir nie sehr eng befreundet gewesen, jetzt aber hatten wir viel gemeinsam.

Seltsamerweise schien Irena ihre Schwierigkeiten viel besser zu bewältigen als ich. Nicht halb so scheu und gehemmt wie ich und aus einer weit weniger wohlhabenden Familie stammend, fühlte sie sich nicht unglücklich in ihrer Schule. Der Religionsunterricht selbst war langweilig – es ging eher um jüdische Geschichte als um Religion –, nicht halb so spannend wie die christlichen Religionsstunden in der Schule. Aber ich lernte dabei viel und wäre nun in der Lage gewesen, zwischen beiden Glaubensgemeinschaften zu wählen, doch ich blieb beiden innerlich fern.

Zu Hause gab es ruhige, glückliche Abende. Hatte ich meine Hausaufgaben und die Französischstunde hinter mir, konnte ich mit Sophie spielen oder lesen. Sophie war damals etwa neun und ein großartiger Spielkamerad. Wir hausten in Zelten aus Stühlen und Decken und tauchten in eine Zauberwelt ein, in der Elfen wohnten, liebe Freundinnen von uns; wir hielten uns einen Süßigkeitsvorrat, führten ein medizinisches Laboratorium (Sophie wurde später Mikrobiologin), gaben unser eigenes Wochenblatt heraus,

den *Allgemeinen Begleiter* – für unsere Eltern, Großeltern und alle, die sich sonst für ihn interessieren mochten. Manchmal marschierten wir mit selbst gebastelten Bannern in unserer großen Wohnung hin und her und protestierten gegen die uns aufgezwungenen Wollhosen.

Ich war auch eine eifrige Leserin und besaß schon eine große Büchersammlung und eine kleine Nachttischlampe. Niemand hatte etwas dagegen, dass ich so lange las, wie ich wollte; also verschlang ich ein Buch nach dem anderen. Doch neben den Klassikern las ich nur Kinderbücher. Mein erstes »richtiges« Buch überhaupt war eine polnische Ausgabe des Romans *Die Zitadelle* von A.J. Cronin. Ich las es im September 1939, im Keller, in den kurzen Pausen zwischen Luftangriffen.

Ich liebte das Haus meiner Großeltern in der Grenzstraße und da ich alt genug war, um allein wegzugehen, machte ich bei ihnen öfter einen Überraschungsbesuch. Der Ort hatte etwas Besonderes, das mich immer wieder anzog: ein besonderer Duft, gedämpftes Licht, ein Hauch des letzten Jahrhunderts. Das Haus war alt, die große Wohnung voll geheimnisvoller Winkel, Schränke und Rumpelkammern, in denen ich manchmal stöbern durfte. Dort fand ich die altmodischen Spielsachen, die einst meiner Mutter und ihren Brüdern Jerzy und Stefan gehört hatten, gewaltige Plüschelofen und Plüschtiger, die nach Staub rochen, Schaukelpferde, Zelluloidpuppen und Puppenhäuser. Die Möbel der Wohnung waren noch älter, Erbstücke von Omas Ahnen; sie galten als antik und wertvoll. Die imposanten schweren Lehnstühle, die mit Schnitzwerk verzierten Kommoden, Nähtische und Büfets unterschieden

sich erheblich von unseren Möbeln in der Sienna, die leicht und glänzend waren und nach frischem Holz rochen. Im Haus der Großeltern stieß man überall auf silberne Schalen und Schüsseln, alte Porzellanvasen und alte Stiche an den Wänden. Einer der sieben Räume, Salon genannt, beherbergte ein mächtiges Klavier, darauf spielte man bei großen Bällen, als meine Mutter noch bei ihren Eltern lebte. Später, als die Tochter des Hauses nach ihrer Heirat ausgezogen war und Großvater Aleksander diese gesellschaftlichen Ereignisse zu anstrengend wurden, verwandelte man den Salon in eine kleine Galerie. Nun drängten sich dort Bilder berühmter polnischer Maler der Jahrhundertwende: Malczewski, Chelmonski, Fałat. Jedes Mal, wenn ich das Haus besuchte, wanderte ich hier von Wand zu Wand und bestaunte die Bilder. Sie bezauberten mich alle: die Landschaft mit dem Bauern, der mit zwei Pferden die dunkle Erde unter einem weiten, wolkenverhangenen Himmel pflügte; das Selbstporträt des kahlen, grobschlächtigen Künstlers bei der Arbeit; das bestürzte Gesicht eines blonden Mädchens, entsetzt über den toten Vogel in seiner Hand. Ich hatte zwei Lieblingsbilder. Das eine war dreihundert Jahre alt und anders als die anderen. Es war ein winziges niederländisches Gemälde in einem mächtigen schwarzen Rahmen und zeigte eine Jagdgesellschaft bei der Rast im Wald. Die kleinen glänzenden Gestalten der Männer, Hunde und Pferde schienen aus dem dunklen Hintergrund zu springen, als wären sie lebendig. Das andere Bild, von Malczewski gemalt, war groß und zeigte einen Priester und einen Rabbiner in hitzigem Gespräch – angespannt, gestikulierend, mit blitzenden Augen. Unentwegt startete